

1. Andacht (19.10.2015)

Wie alte Freunde...

Ulf und Markus. So heißen die beiden Freunde, die ich schon seit dem Kindergarten kenne. Wir haben immer noch Kontakt, auch wenn es nur ein, zwei Mal im Jahr ist. Der eine ist verheiratet, wurde vor einiger Zeit das erste Mal Vater und arbeitet als Ingenieur. Der andere wohnt als Single in der Nähe von Wiesbaden und arbeitet in der Staatskanzlei. Ich selbst bin katholischer Priester. Unterschiedlicher können Lebenswelten kaum sein. Aber zwischen uns besteht jene Art von Freundschaft, die Geburtstage vergessen kann, die übers Jahr kaum Interesse aneinander zeigen muss und die trotzdem sofort wieder da ist, wenn wir uns wiedersehen.

Ich kann gar nicht genau sagen, was die Verbindung unter uns so unverwüstlich gemacht hat. Waren es die gemeinsamen Erlebnisse im Kindergarten, in der Grundschule, der gemeinsame Weg bis zum Abi? War es vielleicht, weil wir zusammen unsere Freizeit lange Zeit ähnlich gestaltet haben? Oder hat sich die Freundschaft erst richtig gefestigt, als wir unterschiedliche Wege einschlugen? Letztlich glaube ich, dass es die vielen Jahre sind. 34 Jahre vom Kindergarten an gerechnet. In diesen Jahren haben wir uns so manchen Fehler verziehen und über so manche Enttäuschung hinweggesehen. Wahrscheinlich fällt es nicht schwer, mir zu glauben, dass ich echt dankbar für diese Freundschaften bin. Sie gehören mittlerweile einfach zu meinem Leben dazu.

Als Pfarrer mache ich oft die Beobachtung, dass Menschen sich mit dem kirchlichen Glauben schwer tun. Sie fühlen sich nicht wohl in der Kirche oder verstehen einfach nicht, was da genau passiert. Es ist wie mit dem unsportlichen Jungen, der auf einmal in den Turnunterricht hineingerät. Alles, was da passiert, gibt mir das Gefühl: Ich gehöre hier nicht dazu. Eine fremde Welt, die nicht zu mir passt und in die ich auch nicht hineinpasse. Wenn oft davon gesprochen wird, dass die Kirche ihre Mitglieder verliert und auf dem absteigenden Ast in Europa ist, hat das, glaube ich, mit dieser Erfahrung zu tun. Kirche und moderner Mensch, begegnen sich nicht mehr wie alte Freunde, sondern eher wie Fremde. Im besten Fall grüßen sie sich freundlich aus der Ferne. Meist beargwöhnen sie sich jedoch

gegenseitig. Müßig aufzurollen, was zwischen beiden vorgefallen ist. Nur so viel: Ich glaube die Schwierigkeit lag auf beiden Seiten.

Alte Freunde tun einander gut. Es gab die Zeiten, da waren sich Kirche und Mensch weniger fremd als heute. Es war eine Zeit, in der die Menschen ihr Leben, ihre Erfahrungen, ihre Kreativität, aber auch ihre Sorgen und Nöte mit in das Leben der Kirche eingebracht haben. Das hat die Kirche jung, attraktiv und lebendig gehalten. Es war ebenfalls eine Zeit, in der die Kirche der Ort war, an dem die Menschen spüren konnten: Gott hat mich hier nicht vergessen. Ich bin nicht allein! Ich bin überzeugt, dass die Kirche dieser Ort wieder werden kann.

Für mich ist die Kirche immer noch die alte Freundin, die mir gut tut. Ich möchte mit Ihnen in den kommenden Tagen auf grundlegende Bereiche unseres Lebens schauen. Vielleicht finden wir dort die Fäden, die eine Freundschaft von beiden Seiten wieder erneuern könnten.

2. Andacht (20.10.2015)

Wie ein Schatz...

Als meine Geschwister und ich noch klein waren, sind meine Eltern jeden Sommer mit uns auf die Nordseeinsel Borkum gefahren. Für meine Eltern muss das der pure Stress gewesen sein, aber für uns Kinder war es das Paradies. Mit einem Anhänger voller Gepäck und Spielsachen, auf dem Autodach kreuz und quer gestapelte Fahrräder, drei Kinder auf der Rückbank, zwei im Kofferraum schon ging es los. Sehr wahrscheinlich wären wir nach heutigen Maßstäben der Verkehrssicherheit sehr schnell aus dem Verkehr gezogen worden, aber damals fuhren viele so in Urlaub.

Auf der Insel angekommen, stand uns eine Vielzahl an Möglichkeiten zur Verfügung, womit wir Kinder uns beschäftigen konnten. Ein fester Bestandteil unseres Urlaubs war stets eine Schatzsuche, die unsere Mutter für uns vorbereitete. In einem bestimmten Gebiet in den Dünen waren verschiedene Hinweise versteckt, die uns immer weiter zum Schatz führen sollten. Der letzte Hinweis war eine Schatzkarte, die uns die Stelle anzeigte, an der wir nach dem Schatz graben sollten.

Das war großartig. Von Hinweis zu Hinweis wuchs die Spannung und nichts und niemand hätten uns davon abhalten können, unseren Schatz zu suchen und dann auch zu finden – wir Geschwister suchten immer zusammen. Der ausgegrabene Schatz schließlich war dann stets ein Gutschein für eine besondere Unternehmung oder ein leckeres Essen. An diese Schatzsuchen kann ich mich bis heute noch sehr lebendig erinnern und an die anschließenden Unternehmungen ebenso.

Es ist schon komisch. Hätten wir mit unseren Eltern damals eine Unternehmung gemacht, ohne vorher durch eine Schatzsuche darauf gestoßen zu werden, hätte das Ganze viel von seiner Faszination eingebüßt. Schließlich war doch so dieser Ausflug **unser** Schatz, den wir uns verdient haben! Mit der Familie etwas gemeinsam zu unternehmen, das kann wirklich ein kleiner Schatz sein. In diesen Momenten haben wir es wirklich so empfunden.

Hätten wir als Kinder damals nicht den Hinweis von unserer Mutter bekommen: „So, ihr befindet euch jetzt auf einer Schatzsuche und hier ist das Gebiet, in dem ihr suchen sollt!“, dann wären die Dünen völlig normal gewesen, nichts daran wäre uns spannend erschienen und wir wären an den Hinweisen wie blind vorbei gelaufen. Aber unsere Mutter hat uns den Hinweis gegeben und das Abenteuer konnte beginnen.

Für mich ist die Kirche jemand, der mich wie unsere Mutter damals auf eine Spur setzt, die ich alleine übersehen würde. Sie stößt mich auf Hinweise, auf Spuren, die Gott selbst in meinem Leben hinterlassen hat. Sicherlich sind diese Hinweise immer sehr persönlich und jeder von uns muss selbst lernen, diese Hinweise für sich lesen zu können, aber ich bin mir sicher: Es gibt solche Spuren und die Kirche möchte mich daran erinnern. „Lauf nicht daran vorbei, denn sonst verpasst du den Schatz deines Lebens.“

3. Andacht (21.10.2015)

Wie ein Vater...

2006 wurde in den Niederlanden der 400. Geburtstag des berühmten Malers Rembrandt van Rijn gefeiert. Ganz Niederlande war stolz auf seinen berühmten Künstler. Ein Bild dieses so außergewöhnlichen Malers ist mir in der Zeit meines Studiums begegnet und hat mich sehr beeindruckt. Es zeigt eine Szene aus der Bibel, die bekannt geworden ist als die Erzählung vom barmherzigen Vater. Der Titel des Bildes lautet „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“.

Rembrandt war dem Tode nahe als er dieses Gemälde malte. Es war sehr wahrscheinlich eines seiner letzten Werke. Es ist so etwas wie die Summe eines sehr bewegten Lebens. Das Leben Rembrandts glich lange Zeit dem stolzen jungen Mann, der „alles zusammenpackte, in ein fernes Land fortzog und dort sein Vermögen vergeudete.“ Er war frech, selbstbewusst, verschwenderisch, sinnlich und äußerst eingebildet. Er zeigte keinerlei Mitgefühl für die Menschen um ihn. Ihm ging es lange Zeit vor allem ums Geld, von dem er auch zu Beginn seiner Künstlerkarriere viel verdiente.

Auf diese kurze Zeit des Erfolgs, der Berühmtheit und des Reichtums folgte jedoch viel Kummer und Leid. Drei seiner vier Kinder starben noch in jungen Jahren. Als er gerade erst 36 war starb auch seine Frau Saskia, später dann sein letzter Sohn. Er heiratete wieder. Nur seine Tochter Cornelia aus seiner zweiten Ehe überlebte ihn. Trotz all der Schicksalsschläge verbitterte Rembrandt jedoch nicht, sondern seine Bilder zeigten zunehmend mehr Wärme und Innerlichkeit. Die Personen, die er nun malte, zeigen immer stärker etwas Verklärtes. Es geht nicht mehr um äußeren Prunk und um Ruhm, sondern um eine innere Schönheit und Ausstrahlung, die er jetzt immer mehr an älteren Personen zum Ausdruck bringt.

Wenn man sich den Vater auf dem Bild von der Rückkehr des verlorenen Sohnes einmal genauer anschaut, dann fällt auf, dass der Vater scheinbar blind ist. Was der Vater sieht, das sieht er nicht mehr mit dem bloßen Auge. Er drückt den Sohn, der vor ihm kniet, an sein Herz, so als wollte er ihm zeigen:

„Sieh, mein Sohn, hier ist dein Platz, hier war er immer!“ Dieses Bild des Vaters mit seinem Sohn ist gleichzeitig die Darstellung eines Gesprächs ohne Worte, eines Gesprächs von Herz zu Herz. Es scheint als höre der Sohn die Stimme seines Vaters in seinem Inneren: „Du bist mein geliebter Sohn.“ Von dieser Stimme hatte er sich entfernt, als er meinte, sein Glück woanders finden zu können als bei seinem Vater. Die Folgen von diesem Weggang sind dem verlorenen Sohn noch anzusehen: Der Kopf ist geschoren, er trägt nur noch einen gelblich-braunen zerrissenen Kittel, der gerade noch seinen erschöpften, ausgezehrten Körper bedeckt, der alle Kraft verloren hat. Dies ist ein Mann, dem alles genommen wurde. Aber er kehrt heim.

Für mich ist die Kirche gerade diejenige, die mich daran erinnert: Du hast einen himmlischen Vater. Er kennt dich. Und egal wie weit du dich entfernst: Dieser Vater ist barmherzig und zu ihm darfst du immer heimkehren.

4. Andacht (22.10.2015)

Wie eine Melodie...

In den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts machte ein britischer Forscher von sich reden als er seine Studien zu einem afrikanischen Pygmäen-Stamm – den Mbuti – in einem Buch vorstellte. Er schilderte in seinen Untersuchungen eine Gruppe von Menschen, die weitgehend von den Auswirkungen der modernen Kultur unberührt waren. Es war als könnte man durch dieses kleine Völkchen einen Blick zurück in die eigene Menschheitsgeschichte machen – einen Blick, der noch Ursprüngliches über den Menschen offenbaren konnte. All das machte seine Studien für die Wissenschaftswelt so interessant und erfolgreich. Eine Schilderung aus diesem Stamm machte schließlich besonders die Runde. Bei den Mbuti zieht sich jede Schwangere, sobald sie ihr Ungeborenes spüren kann, zurück und beschreibt ihrem Kind singend die Welt, in die es geboren wird. Die Melodie und der Text sind das erste Erbe der werdenden Mutter an ihr Kleines. Das Lied begleitet das Kind anschließend sein Leben lang, wird immer wieder gesungen – während der Zeit des Stillens und später dann bei wichtigen Feiern. Bei den Mbuti wird jeder Mensch mit einem ganz eigenen Lied geboren.

Als ich das erste Mal von diesen Berichten etwas las, war ich wirklich beeindruckt. Den Mbuti-Müttern ist intuitiv klar: Ich stehe mit meinem Kind vom ersten Augenblick seines erwachenden Lebens in Kontakt. Es kann mich hören und es erkennt meine Stimme. Dieses Lied wird mein Kind im Laufe seines Lebens immer wieder daran erinnern, dass es erwartet wurde und in dieser Welt willkommen ist. Das, was die Mbuti auf ursprüngliche Weise in ihrer Kultur erhalten haben, hat die embryonale Forschung in den letzten Jahrzehnten wiederentdeckt. Der Klang und die Farbe der Stimme der Mutter und des Vaters sind etwas, das sich tief in die Erinnerung des Kindes im Mutterbauch einschreibt. Dieser Anfang prägt sein gesamtes weiteres Leben mit. Das Kind spürt, ob es gewollt ist oder nicht.

Am Beginn des Johannes-Evangeliums steht der berühmte Satz: „Im Anfang war das Wort“. Am Anfang gibt es also eine Stimme. Eine Stimme, die bis zum Ursprung von allem

zurückreicht – auch zum Ursprung unseres ganz persönlichen Lebens. Bei Jeremia heißt es: „Noch ehe ich dich im Mutterleib formte, habe ich dich ausersehen“. Und bei Jesaja: „Ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir.“

Was ist das für eine Stimme, die uns noch vertrauter ist als die Stimme der eigenen Mutter, die noch früher zurückreicht als unsere Erinnerungen im Mutterbauch? Ich glaube, es ist eine Stimme, die uns so nah und so vertraut ist, dass wir ständig Gefahr laufen sie zu überhören. Für mich ist die Kirche eine Gemeinschaft, die mich zu meinem eigenen Ursprung zurückführen kann. Sie hilft mir, diese ursprüngliche Melodie wieder wahrzunehmen. „Du gehörst in diese Welt, weil du gewollt bist. Es ist gut, dass es dich gibt.“

5. Andacht (23.10.2015)

Wie ein Gesicht...

Ich bin momentan in einem Alter, in dem viele meiner Freunde eine Familie gründen und sesshaft werden. Nachdem ich schon von vielen als Hochzeitspriester in Anspruch genommen wurde, geben mir nun viele dieser Paare Anteil an ihrem neu entstehenden Familienglück. Meist ist es eine Mail mit angehängtem Foto daran: „Friedrich ist da. Mutter und Kind sind wohlauf und wir alle übergücklich.“ Ich muss sagen, dass es mich jedes Mal berührt, mit welcher ehrlichen Freude die jungen Eltern dieses besondere Ereignis mit anderen teilen möchten.

Wenn ich dann Gelegenheit finde, dieses befreundete Pärchen zu besuchen, wird mir dann natürlich stolz berichtet. Auf einmal richtet sich die ganze Aufmerksamkeit auf dieses zerbrechliche Wesen und bereichert, bei aller Herausforderung, das gemeinsame Zusammenleben. Bei einem Besuch vor einiger Zeit, auf einem Spaziergang, erklärte mir eine gute Freundin etwas über ihren kleinen Sohn. Wir unterhielten uns darüber, was für Entwicklungsschritte bei dem Kleinen zu beobachten sind. Sie erklärte mir, dass sie mit ihrem Sohn gerade in den ersten Wochen über das Gesicht kommuniziert hat. Es war ganz offensichtlich, dass er sie an ihrem Gesicht erkennen konnte und sie grüßten sich immer, indem sie jeweils ihre Augenbrauen hochzogen, gefolgt von einem Lachen. Sie erläuterte mir dann, dass der erste Blick eines Säuglings nach der Geburt zuerst nach dem Gesicht der Mutter sucht. Ich fand dies großartig. Mir ist in diesem Gespräch noch einmal klar geworden, dass tatsächlich unser allererstes und wichtigstes Erkennen – und das ist ja das Wiedererkennen der Mutter und des Vaters – über das Gesicht geschieht.

An genau dieses Gespräch mit der guten Freundin musste ich denken, als ich einen Auszug aus einer Rede Johannes Pauls II. an die Jugend las. Papst Johannes Paul rief in dieser Rede der Jugend zu: „Das Christentum ist nicht einfach eine Art Kultur oder eine Ideologie, auch kein System von noch so erhabenen Grundsätzen und Werten. Das Christentum ist eine Person. Das Christentum ist eine Gegenwart. Das Christentum ist ein Gesicht: Jesus Christus!“ Welche einfachen, aber doch

tiefen Worte! Das Christentum ist ein Gesicht: Jesus Christus! Ich musste an den vertrauten Umgang einer Mutter mit ihrem Säugling denken. Wie im Gesicht der Mutter im wahrsten Sinne des Wortes alles Lebenswichtige für den Säugling enthalten ist, so ist doch auch für uns in diesem Gesicht, in dieser Person Jesus Christus alles enthalten, was zu einem Leben führt, von dem es heißt, dass es ein Leben in Fülle sei. So wie sich für den Säugling das Gesicht der Mutter tief einprägt, so tragen wir als Christen dieses Gesicht, dieses Bild Christi in uns.

Manchmal habe ich den Eindruck, als könnten viele Menschen dieses Gesicht Christi in der Kirche und in ihrem Leben nicht mehr sehen. Dann frage ich mich, ob es mehr Menschen sehen können, wenn ich es ihnen beschreibe – so, wie ich es sehe. Schließlich sehe ich ein Gesicht, das sich nicht abwendet, selbst wenn ich es enttäusche. Und ich bin mir sicher: Dieses Gesicht ist nicht von dieser Welt.

6. Andacht (24.10.2015)

Wie ein Vorbild...

Vor einiger Zeit bekam ich von einem guten Freund ein Youtube-Video zugeschickt, das ich sehr anrührend fand. Das Video beginnt mit einer Szene, in der ein Junge beobachtet, wie ein anderer Junge in der Schule schlecht behandelt wird. Nach einem kurzen Moment des Nachdenkens entscheidet er sich, nicht wegzuschauen, sondern zu helfen. Die Musik beginnt und es entspinnt sich eine Kette von Ereignissen, die zunächst alle für sich klein und unscheinbar sind. Zusammen ergeben sie ein überraschendes Bild.

Der Junge wird nämlich von einem Mädchen beobachtet, das sich von dieser Szene anrühren lässt und in einer nächsten Szene einer blinden Frau hilft, die sich auf dem Flughafen nicht zurechtfindet. Das beobachtet wiederum zufällig ein unbeteiligter Geschäftsmann, der sich ebenfalls durch diese kleine Tat inspirieren lässt und bei einem Fußballspiel später sich als besonders fairer Spieler zeigt. Das sieht eine Frau am Spielfeldrand und davon bewegt hilft sie in einer anderen Situation einem Mann, der aus einem Bus aussteigt und dem alle Akten runterfallen. Ein Fahrgast sieht das und zeigt später eine ähnliche Hilfsbereitschaft im Supermarkt.

Und so geht die Kette der Aufmerksamkeiten immer weiter, weil es jedes Mal eine Person gibt, die sieht, dass andere einander helfen oder füreinander einstehen: dem Nachbarn, indem man ihm hilft das Laub zu haken; dem Fremden, dem man die Tür aufhält; dem Kind, das man davor bewahrt, dass es einen Unfall mit dem Fahrrad baut und so weiter. Jedes Mal gibt es jemanden, der es sieht und sich davon anrühren lässt. Als Hintergrundmusik läuft die Musik mit dem Titel „If you give a little love, you can get a little love of your own“, übersetzt: „Wenn du ein wenig Liebe gibst, kannst du ebenfalls ein wenig Liebe empfangen.“.

Die Botschaft dieses Videos ist einfach und anrührend zugleich. Es gibt keine gute Tat, die nicht auch gesehen wird und sich als Vorbild fortpflanzt und seine Kreise zieht. Jede Tat ist zwar klein, bewirkt aber dadurch, dass sie weiter wirkt, etwas Großes und Schönes. Der kleine Anfang weitet sich zu etwas Größerem

und letztlich Unüberschaubarem. Durch dieses Video wird jedoch der Zuschauer in die Lage versetzt, einen Zusammenhang zu sehen, der im Alltag oft nicht möglich ist. Wir können selten die Früchte unserer Entscheidungen und Taten überblicken. Aber besonders unsere Entscheidungen haben eine Ausstrahlung. Jene, mit denen wir uns entscheiden, nicht bei uns zu bleiben, sondern etwas für die Menschen zu tun, die um uns herum sind und sie mit Würde und Aufmerksamkeit zu behandeln. Sie werden sichtbar und sind für andere in ihrer Schönheit wahrnehmbar. Konkrete Liebe ist ansteckend und inspirierend.

Mit der heutigen Andacht endet meine Reihe, die ein Plädoyer für eine andere Sicht auf die Kirche sein sollte. Auch heute kann ich sagen: Die Kirche ist jene Gemeinschaft von Menschen, die mir helfen ein besserer Mensch zu werden. Nicht, weil sie mir viele Regeln mit auf dem Weg gibt. Nein, weil es in ihr Menschen gibt, die mich mit ihrer konkreten Liebe anstecken und inspirieren.